Peter Bichsel, "Ich bin ein Opfer des Französischunterrichts"

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Bulletin suisse de linguistique appliquée / VALS-ASLA**

Band (Jahr): **- (2002)**

Heft 76: **Biografie linguistiche = Biographies langagières = Biografias linguisticas = Sprachbiografien**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Peter Bichsel, «Ich bin ein Opfer des Französischunterrichts»[1]

Der 1935 in Luzern geborene Autor, der sich selbst als 'Wenigschreiber' apostrophiert, ist durch eine Reihe von knappen Texten bekannt geworden, in denen immer wieder das Scheitern der Realisierung authentischen (Miteinander-)Lebens thematisiert wird. Im sprachwissenschaftlichen Kontext dürfte dabei der in den Kindergeschichten (1969) veröffentlichte Text Ein Tisch ist ein Tisch am prominentesten sein, der die Unvereinbarkeit von gesellschaftlichen Konventionen und individuellem Ausdrucksbedürfnis zum Gegenstand hat. Die hier ausgewählte Passage aus einem Mehrsprachigkeit und Fremdsprachunterricht thematisierenden autobiografisch geprägten Text zeigt auf, wie wenig die aus sozialer Mehrsprachigkeit resultierenden Bemühungen um individuelle Mehrsprachigkeit ein Garant für gelingende sprachliche Flexibilität sind.

Französisch ist mir ein Greuel, und ich reagiere auf die mir kaum verständlichen Töne dieser Sprache recht eigentlich traumatisch. Ich finde das selbst mehr als lächerlich. Ich finde es ungerecht und gefährlich, mitunter an der Grenze des Rassismus, nämlich dann, wenn ich meine Abneigung gegen diese Sprache auf den Sprechenden übertrage. Sie können von mir also in dieser Sache keine Objektivität erwarten. Ich werde mich auch nicht um Objektivität bemühen, da ich weiß, daß mir dazu nur Subjektives einfallen wird.

Ich bin ein Opfer – ein Opfer des Französischunterrichts. Nicht etwa nur, daß es der Schule nicht gelungen wäre, mir Untalentiertem diese Sprache beizubringen – dieser Schaden wäre erstens reperabel, und zweitens ist er mir in anderen Fächern auch passiert – aber die Schule hat mir in diesem Fach etwas viel Schlimmeres angetan: sie hat mir diese Sprache für immer verbaut. Ich wage nicht mehr, mir in dieser Sprache Fehler zu leisten. Ich würde es psychisch nur schwer überstehen, mich in dieser Sprache auch nur noch ein einziges Mal zu blamieren.

Ich empfinde als Bürger dieses Landes, als politisch Tätiger, als kulturell Interessierter mein Nicht-Französisch-Können als Invalidität. Die Schule hat mich zum Krüppel gemacht. Ich wiederhole: nicht etwa dadurch, daß sie mir die Sprache nicht beibrachte, sondern vielmehr, daß sie meine Fähigkeit, sie zu lernen, ein für allemal zerstörte. [...]

Doch beginnen wir mit dem Positiven.

Erfahrungen beim Fremdsprachenlernen: ich habe es doch noch geschafft, eine Fremdsprache, nämlich Englisch, zu lernen – nicht etwa zu können, nur zu lernen, und ich beschäftige mich damit seit Jahren. Ich kann sie sogar ab und zu ausprobieren, und es erscheint mir nach wie vor als ein kleines Wunder, wenn beim andern annähernd das ankommt, was ich gemeint habe. [...]

Französisch, so hatte man mir gesagt, könnte mir nützlich werden. Man könnte damit Geld verdienen oder eben weniger verdienen, wenn man's nicht kann. Mein spätes Englischlernen hingegen hat nichts damit zu tun. Es ist die Verwirklichung von Bubenträumen. Ich lerne damit viel eher die Sprache Karl Mays als die von Shakespeare, viel eher die von Henry Fonda als die von Jimmy Carter. Ich lerne damit eine Kunstsprache, eine Sprache, die mir nicht vor allem eine neue Welt öffnet, sondern mir

---

1 Auszug aus: Peter Bichsel, *Erfahrungen beim Fremdsprachenlernen*. In: Peter Bichsel, *Schulmeistereien*, © Suhrkamp Verlag Frankfurt 1998. Der Text stammt aus dem Jahr 1979.

© 2002 Institut de linguistique
Université de Neuchâtel

viel mehr die Möglichkeit einer neuen Rolle gibt: eine Spielform, ein kleiner Hauch von Veränderung, eine kleine Erinnerung an den alten Traum des Menschen, ein anderer zu werden. Ich muß in dieser Sprache nicht vor allem jemand sein, sondern ich darf etwas spielen. New York wird mir zur Bühne, die Bar in New York zur Szene, der holprige Wortwechsel mit dem Barkeeper zum Dialog.

Dabei erinnere ich mich an mein persönliches, nicht an mein schulisches Hochdeutschlernen, als wir im Vorschulalter Hochdeutsch nachgeahmt haben in unseren Spielen und sehr bedeutende, theatralische Sachen in dieser uns pathetisch erscheinenden Sprache aufsagten. Theater spielen, ein anderer sein, Sprache haben: das Goethesche «Erwirb es, um es zu besitzen» hat hier auch seine Gültigkeit. In diesem Sinne gehört mir mein klägliches Englisch mehr als mein Schweizerdeutsch.

Einerseits stelle ich fest, daß sich meine Schwierigkeiten beim Erlernen des Schweizerdeutschen im Englischen wiederholen. Ich stottere wieder, und eine alte Sprechhemmung, die ich im Schweizerdeutschen überwunden habe, stellt sich wieder ein: eine peinliche Erinnerung zwar, aber immerhin eine Erinnerung an meine Kindheit und als solche schön. Vielleicht war ich doch stotternd mehr ich selbst als fließend sprechend. Andererseits gefällt mir, daß ich wesentlich weniger Hemmungen habe, in meinem schlechten Englisch zu fremden Leuten zu sprechen als in meinem einigermaßen guten Schweizerdeutsch. [...]

Die Fremdsprache – und das ist ihr Wert an und für sich – befreit mich oder gibt mir zum mindesten, und das ist schon viel, die Illusion von Befreiung: ein Stück Emanzipation. Allerdings, einen Vorteil habe ich, und ich weiß, daß ihn nicht alle haben können: ich brauche meine Englischkenntnisse nicht zu verkaufen, ich muß kein Geld damit verdienen. Ich habe den Vorteil des Sonntagsmalers gegenüber dem Professionellen. Ich könnte mich mit meinem Englisch auf kein Stelleninserat melden, das gute Englischkenntnisse wünscht. Ich kann zwar einen englischen Brief schreiben, aber nur, wenn er meine eigene Unterschrift trägt, weil meine vielen Fehler eben meine eigenen sind. Ich kann sie weder einer Firma noch einem Freund zumuten.

Im praktischen Gebrauch sind meine Fehler sogar von Vorteil. Sie sorgen für volle Aufmerksamkeit meines angelsächsischen Gesprächspartners. Ja, noch mehr, und das kriegt man wohl von Franzosen seltener: es sind meine Fehler, die meinem Partner die Worte abringen: «Your English is perfect.» Ich komme bei ihm, das unterscheidet ihn von meinem Französischlehrer, besser durch als Lernender denn als Wissender.

Eine Sprache an und für sich und nur für sich selbst zu lernen, das hat Ähnlichkeiten mit dem Sich-ins-Schlaraffenland-Durchfressen: ein langer, dunkler Tunnel, mit dem Licht der eigenen Sprache noch im Rücken, das Hirn übersättigt mit Vokabeln wie der Magen der Schlaraffenländer mit Pflaumenmus. [...]

Ich bin erstens ein fauler Mensch und zweitens einer, der sich gerne langweilt. Trotzdem ertrage ich ab und zu selbst die Verbindung von Faulheit und Langeweile schlecht. Deshalb kam ich auf die Idee, mich mit Englischlernen zu beschäftigen. Hinten war dunkel und vorn war dunkel; aus Langeweile entschied ich mich trotzdem für den Weg nach vorn. Und nach wenigen Schritten begann es nun endlich, hell zu werden.

Ich verstand die ersten Wörter auf meinen alten Jazzplatten, zwei ganze Sätze aus den BBC-Nachrichten, einen ganzen Pornoroman und fast «Fiesta» von Hemingway. Seither gehe ich so langsam wie möglich – ich möchte den Sonnenaufgang verlängern. Es ist sehr schön, wenn Sprache durch das Dunkel hervorbricht. Vielleicht ist es so etwas wie Menschwerden. Ich bin sehr froh darüber, daß niemand in der Schule auf die Idee kam, mir Englisch beibringen zu wollen, denn gemessen an dem, was mir in einem Jahr beigebracht worden wäre, wäre mein Englisch nichts, so zwischen zwei bis drei und drei bis vier. Heute gehört mein Englisch mir, und ich bin jetzt jemand. Ich habe das geschafft,

was ich mir versprochen hatte mit 13 Jahren beim Eintritt in die Bezirksschule. Das wesentlich Neue, das damals dazukommen sollte, war eben Französisch. Und da hatten wir von den Älteren schon gehört, wie bedeutend das sei. Zudem hatte ich das arrogante Selbstverständnis, ein Schriftsteller, ein Künstler zu sein, schon damals, und versprochen war ja mit dem Französischen auch noch Paris. Ich übertreibe nicht: ich hielt es für eine persönliche Auszeichnung, daß ich nun Französisch lernen durfte. Ich freute mich richtig darauf. Ich war ganz sicher, daß mir das gelingen wird. Und ich wußte damals, daß man jemand ist, wenn man diese Sprache beherrscht. [...]

die erste Französischstunde in der Bezirksschule. Der Lehrer sagte sofort, es gebe sehr schwere Laute im Französischen, zum Beispiel «en». Er sprach den Laut dreimal vor, ging dann von Bank zu Bank, sagte ihn jedem noch einmal, und jeder von uns sagte den Laut ganz genau nach. Der Lehrer stellte nur fest, daß wir nie Französisch lernen werden. Immerhin konnten wir zu Hause unseren jüngeren Geschwistern mit dem Laut Eindruck machen.

Von der zweiten Stunde an wurde nicht mehr gesprochen, es wurde ausschließlich auf schriftliche Arbeiten vorbereitet. Bei der ersten hatte ich eine Sechs. Es sollte meine einzige Sechs in sieben Jahren Französisch sein. Ich erinnere mich, daß sich meine Mutter darüber freute.

Wir lernten aber nicht nur, wie schwer, unverständlich schwer es ist, «en» zu sagen. Wir lernten sozusagen alle Schwierigkeiten der französischen Sprache – nicht Französisch, nur die Schwierigkeiten. Ich glaube, ich habe meinen Französischlehrer mit Recht im Verdacht, daß auch er nur die Schwierigkeiten konnte. Es ging nicht darum, etwas zu lernen, sondern es ging darum, etwas prüfbar zu machen.

Ich entdecke in meiner eigenen, der deutschen Sprache sozusagen tagtäglich etwas Neues, der Französischlehrer dagegen vermittelte seinen Schülern den Eindruck, daß er eine totale und komplette Sprache besitze und anzubieten habe. Er war der Herr über Richtig und Falsch. Ich habe die Möglichkeit nicht, die Qualität meines «en»-Lautes einzuschätzen. Ich höre den Unterschied zu seinem «en»-Laut nicht, ich halte sein Richtig oder Falsch für zufällig. [...]

Es ist ganz einfach, was hier passiert: Grammatik dient nicht mehr dazu, die Sprache zu erfassen, sondern die Sprache dient dazu, eine Grammatik zu erklären, die sich selbständig gemacht hat. Wer versucht, eine Sprache total – mit all ihnen Ausnahmen – zu vermitteln, vermittelt sehr schnell totalen Blödsinn.

Mit einer einzigen Fremdsprache habe ich einige Erfahrungen, mit der Fremdsprache Deutsch. Ich habe Deutschlehrer und Deutschstunden in Skandinavien, in England, Amerika und Australien erlebt. Ich kann Ihnen sagen, das ist durchs Band weg ungemein lustig, wenn man sich nur auf den Lehrer konzentriert, und sehr traurig, wenn man an die Schüler denkt. [...]

Die deutsche Sprache wird in Australien gepflegt, bei uns wird sie gesprochen. So heißt es dann in Australien: «Es ist sehr gütig von Ihnen, mir ein kühlendes Getränk gebracht zu haben.» Bei uns heißt das: «Dankeschön.»

Ich war sehr stolz darauf, daß es mir einmal gelang, eine Mädchenschule in Australien zum Sprechen zu bringen. Es kamen deutsche Sätze, immer mehr und immer lustigere. Wir haben uns verstanden, die Schülerinnen mich und ich die Schülerinnen, und was sie sprachen, war richtiges Deutsch mit Fehlern. Nach der Veranstaltung aber kamen die Lehrer, und es stellte sich heraus, daß sie zwar mein Deutsch, aber nicht das Deutsch ihrer Schüler verstanden hatten: weil eben diese Lehrer – nicht aus Bösartigkeit – nur fehlerfreies Deutsch verstehen können.

Wer eine fehlerbehaftete Sprache nicht versteht, der kann die Sprache nicht. Das ist der Punkt, und Umdrehungen stimmen meist nicht. Trotzdem bin ich geneigt zu sagen, die Schüler konnten Deutsch, die Lehrer nicht. Auf diesem Umweg stimmt denn auch der Satz, daß die Schüler meist für den Lehrer lernen müssen und nicht für sich. Es nützt ihnen gar nichts, wenn sie eine Sprache lernen, die ein Deutscher versteht: sie müssen eine Sprache lernen, die ein australischer Deutschlehrer versteht. Zudem sind sie überzeugt, daß er Deutsch perfekt kann und daß das, was sie für ihn lernen, Deutsch sei. Ich bin nach diesem Erlebnis jedenfalls recht skeptisch geworden gegenüber meinen Englischbüchern. Wenn es mir zu kompliziert wird, entscheide ich mich lieber für Kürze mit Fehlern. Man blamiert sich mit den Fehlern viel weniger als mit geschraubter Grammatik. Als ich in einer Bar in New York einmal den schönen Dativ «to whom» verwendete, strahlte der Barkeeper übers ganze Gesicht, machte eine kleine, deutsche Verbeugung und quittierte mit einem lehrerhaften «correct». [...]